

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Ritzel, Jörg: Der blinde Schandarm. Novelle

urn:nbn:de:bsz:31-62031

dern auch Grobheiten einstecken muß. Auch der Hinkende hat allerhand Witze über seinen Stelzfuß einstecken müssen, aber doch unverzagt seine Sammelbüchse den Vorübergehenden unter die Nase gehalten.

Etwas schmerzt den Hinkenden, wenn er über sein geliebtes Deutschland hinüber sieht: das ist das Bild der österreichischen Volksgenossen, von denen Hunderte noch in Konzentrationslagern schmachten müssen. Der Hinkende sieht, wie sie die Hände aus den Gittern strecken und fragen: „Mutter Germania, wann erbarmst du dich deiner Kinder?“ Und die Germania muß trauernd sich von dem Jammerbild abwenden und muß ihre Tränen verbergen, die ihr der Blick auf die Treuen entpreßt.

Dafür aber sieht der Hinkende ein an-

deres Bild. Das ist die Feier des 1. Mai. Wie im Vorjahr waren die Millionen aufmarschiert unter dem Maienbaum, unter dem die Frühlingskönigin stolz gefessen ist im Schmutz ihrer Blondhaare. Aber ein schweres Wetter ist aufgezogen. Regengüssen haben auf die Versammelten herabgepeitscht. Und doch — da, wo der Hinkende wohnt, hat es genau um die Mittagsstunde einen Riß durch die Wolken getan — die Sonne ist hervorgebrochen, und der Nachmittag war voll goldenen Lichtes. Das ist dem Hinkenden ein Bild für die deutsche Zukunft geworden: wenn auch noch so viel Wolken am Himmel stehen und noch viel mehr Wolken aufsteigen — keine Furcht! Die Sonne bricht durch. Das Licht kommt!

Der blinde Schandarm.

Novelle von Jörg Rißel, Wiesbaden.

Zwanzig Jahre war er alt, der nassauische Artillerist Gottfried Damm, als er hinter seiner Kanone her durch Schleswig-Holstein marschierte, um die Dänen zu bekriegen, die das schöne, meerumschlungene Land um jeden Preis schlucken wollten. Denn man schrieb 1848, und der Deutsche Bund, der zwar meistens tat, als ob er was täte, hatte diesmal seine Schlafmütze abgezogen und sich einen Helm aufgestülpt, denn alles gefallen durfte man sich doch nicht lassen, namentlich, wenn das Volk es in so ungestümer Form verlangte.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!

So klang es durch die deutschen Straßen und Gassen, und die Aehren auf den Feldern und die Blätter an den Bäumen sangen es mit. Ein neuer Geistesfrühling war über das politisch so zerrissene deutsche Land gekommen.

Und der es am lautesten sang, das Lied, das war der Gottfried Damm. Er war mit Leib und Seele Soldat, und das Bauernblut, das in ihm rumorte, verlangte

nach Betätigung, denn das Vaterland ehren und mehren war für ihn gleichbedeutend mit dem Kampf um die Scholle.

Er war ein schlanker, gutgewachsener Bursch, dem die dunkelgrüne nassauische Uniform mit den karminroten Aufschlägen, dem gelben Bandelier und dem schwarzen Tschako vortrefflich stand und der mit seinen blanken Augen recht unternehmungslustig in die Welt schaute.

Kein Wunder, daß den rotbackigen Holsteiner Deerns die Strandhaferzöpfe wackelten, wenn sie dem schmutzen Marsjünger nachblickten. Aber diese Strandhaferzöpfe hatten unsichtbare Häkchen und an einem solchen Häkchen blieb Gottfried eines Tages hängen.

Die Besitzerin dieses Häkchens hieß Mieke und war die wusselige Tochter des Fischers Jürgen Kröger zu Ederneförde, bei dem Gottfried ein Jahr später in Quartier lag. Er hatte die Ausruhetage verdient, der Brave. Heiße Kampftage lagen hinter ihm, denn der Däne war kein zu verachtender Gegner. Aber wenn Gottfried Damm anfang seine Ahtzehrnpfänder zu schleudern, dann rissen alle Widerstände.

Seine Tapferkeit hatte ihm bereits

einen Namen gemacht, so daß eines Tages sogar der frühere Oberbefehlshaber, der alte Wrangel, ihm väterlich auf die Schulter geklopft und ihm versichert hatte: „Gottfried, wenn wir dir nich hätten, dann wär' die Schoße mulmig!“

Gottfried grinste, und die Gefreitenknöpfe fielen für ihn bei dieser Gelegenheit auch ab.

Vor Jürgen Krögers Fischerkate stand eine Bank, und wer dort saß, der hatte den Blick auf die blaue See und die grünumbuschten Ufer der Förde, und sah die Möwen, die sich auf den weißen Wellenkämmen wiegten, und hörte die leise Musik des Meeres, das in unermüdlicher Folge seine Noten auf den Strand warf.

Auf dieser Bank saß abends Gottfried Damm, und neben ihm saß die blonde Niese und flüchte die väterlichen Reze. Und während er ihren flinken Fingern zusah und Sprachstudien übte — denn die Liebesprache ist an der Waterkant eine andere als am Rhein, — hatte sich mählich auch um sein Herz ein Netz zusammengezogen, darin der Gefreite Gottfried Damm zapelte wie ein gefangener Butt.

Irgendwo sangen seine Kameraden das alte, wehmütige Soldatenlied:

„Die Reise nach Zütland,
ach, die fällt mir ja so schwer,
du mein einzig schönes Mädchen,
wir seh'n uns nicht mehr!“

Gottfried hörte nicht darauf. Niese lachte wie eine junge Seeschwalbe, und die Luft um ihn her roch nach Teer, Seetang, geräucherten Sprossen und Fludern. Es war eine ganz neue Welt, die sich ihm aufgetan hatte, und die ihn alles vergessen ließ, was hinter ihm lag. Wenn nur der Krieg nicht wäre!

Es war am Abend vor Gründonnerstag 1849. Jürgen Kröger kam vom Strand herauf. Er war auf Fang gewesen, denn wenn auch die „verdammichten“ Dänen mit ihren Schiffen die Küsten unsicher machten, so durfte darunter doch das Geschäft nicht leiden. Er hatte seine hohen Wasserstiefel an und brachte Seegeruch mit.

„Tjä, tjä, mien Jung“, griemelte er, sich neben Gottfried niederlassend, „if kann di seggen, mit die Dänen, dat is man nich

so einfach. Dat sin ganz verdammichte Kirls!“

„Nur halb so schlimm, Badder Kröger“, wehrte Gottfried ab. „Wir sind auch noch da!“

„Tjä, tjä, aber veer Kriegsschipp, dat es man keen Korintenkram!“

„Kriegsschiffe? Sind Sie sicher, daß—“

„Jo, jo, holl mi de Düvel, wenn it se nich hüüt Dwend über de Rimmung sehn heß: twee groote Schipp un twee lütte. Un dat Skimmste: vörnän der ‚Christian der Achte‘!“

„Christian der —?“

„Mien Jung, dat is dat gröödste Kriegsschipp, wat die Dänens hebbän. Dat alleen hat veerunachtig Kanonens an Bord. Bedenk di dat: veerunachtig Kanonens! Wat wullst jü do mit eure lumpichten tein Ballerohrs?“

„Geduld, Badder Kröger! Unfere zehn lumpige Ballerohre werden dem Christian schon den nötigen Respekt vor den Deutschen hebringen! Aber wer weiß, ob er's überhaupt magt?“

„Ob he kummt? If segg di, mien Jung, wenn du morgen fröh die Näs tom Finster rutstreckst, dann liggt he in der Förde. Un die annern mit!“

„Um so besser“, lachte Gottfried, glaubte aber nicht daran, daß die Dänen sich in die Eckernförder Bucht wagen würden.

Niese sah den jungen Krieger mit Augen der Bewunderung, zugleich aber auch der inneren Besorgnis an. „Wör doch der Krieg ald vörbi!“ seufzte sie.

Er behielt recht, der Alte. Gottfried Damm lag noch im besten Schlaf, als Alarm geblasen wurde.

„Himmel Donnerwetter — —!“

Mit einem Fluch war er aus dem Bett und guckte durch das kleine Fenster seiner Stube. Wahrhaftig — draußen in der dämmrigen Bucht lagen vier Kriegsschiffe. Das eine, der hochbemastete schwarze Kasten, mußte der „Christian VIII.“ sein.

In wenigen Minuten stand er an seiner Batterie. Und dann begann der heiße Tag, der für die deutschen Waffen, aber auch für Gottfried Damm selber ein so denkwürdiger Markstein werden sollte.

Um sieben Uhr morgens — die Sonne

streichelte bereits das Meer — eröffneten die dänischen Schiffe das Feuer auf die deutschen Küstenbatterien, die sich tapfer wehrten. Das Brüllen der Kanonen überlante die Brandung der See.

Der Brigadefeldkommandeur wischte sich die Stirn. Die Uebermacht — 148 dänische Geschütze gegen 16 deutsche — war gewaltig, und ob da ein Erfolg —? Aber die deutschen Batterien standen fest. Stundenlang überschüttete sie der feindliche Kartätschenschlag, die Kugeln schlugen in die Lafetten und Brustwehren — Sand stob auf — Pferde fielen — der Kampf ging unentwegt weiter.

Gottfried Damm blinzelte nach dem Danebrog, der noch immer am Mast des „Christian VIII.“ übermüthig flatterte. „Langweilig, die Bumserei!“ brummte er. „Man müßte dem Christian ein paar heiße Knödel zu schlucken geben, damit er was zu verdauen hat.“

Hatte der Hauptmann den Scherz gehört? Hatte er selber den Gedanken schon erwogen? Es dauerte nicht lange, da prasselte im Feldbosen das Feuer und verwandelte die schwarzen Eisenkugeln in glühende Bälle.

Den ersten Schuß durfte Gottfried Damm tun. Mit gewaltigem Krachen schlug der glühende Ahtzehnpfünder dem „Christian VIII.“ in die hölzernen Planken, daß die Funken stoben. Kugel auf Kugel folgte. Der Kriegskoloh suchte zu manövrieren, aber es nützte ihm nichts. Zischend sahen die heißen Eisenballen in die Wanken und krachten durch das Deck hindurch. Rauch stieg auf — Flammen züngelten hoch — der schwarze Riese fing an zu brennen. Aengstlich flatterte der Danebrog am Top.

Und dann kam das Furchtbare. Es mochte nach sechs Uhr abends sein, als ein gewaltiger, donnerähnlicher Krach die Erde erzittern ließ. Eine riesige Flammensäule stieg hoch. Das Feuer hatte die Pulverkammer erreicht. Der mächtige Kriegskoloh flog in die Luft. Der „Christian VIII.“ war nicht mehr.

Das Schwesterschiff, die Fregatte „Gefion“, hatte schon vorher die Flagge ge-

strichen, und die beiden Hilfsdampfer „Gegler“ und „Hekla“ hatten sich verdrückt.

Der Kampf war zu Ende. In das Fischen der Wasser, die über die brennenden Schiffstrümmer fluteten, mischte sich vom Strand her das jubelnde Hurra der deutschen Sieger.

Ja, es war ein großer Tag, dieser 5. April 1849. Er hatte Gottfried Damm die Korporalstressen eingebracht, und als er spät abends in die Fischerkate zurückkehrte, nahm er mit glücklichstem Lächeln das Händeschütteln der blonden Mieke und Badder Krögers entgegen, die von seinen



Mit gewaltigem Krachen schlug der glühende Ahtzehnpfünder dem „Christian VIII.“ in die hölzernen Planken.

ruhmvollen Taten bereits vernommen hatten. Und als dann in später Stunde die Groggläser dampften, und die Stimmung immer höhere Wellen schlug, da — ja, da erdreistete er sich sogar, die lustige Seeschwalbe an seiner Seite zu küssen, was sie sich anscheinend nicht ungern gefallen ließ, zum großen Verdruß des jungen Hein Rielsen, der schon lange eine Liebe zu dem blonden Fischerkind hatte. In einer Umwandlung von Eifersucht wollte er auf Gottfried Damm losgehen, bezwang sich aber, schmiß sein Grogglas in eine Ecke und verließ das Haus.

Mieke fühlte sich gekränkt. Warum gleich so einen Skandal? Es war doch nur ein Scherz von dem jungen Soldaten. Ihr Herz aber sprach anders.

Badder Kröger aber nahm Gottfried zur Seite und sagte in seiner schlichten Art, die keine Umschweife liebte: „Mien Jung, dat mit dem Küssen, dat is so ne Sal. Wi sin hie nich am Rhein. Wenn bi uns eener en Deern küßt, dann hat dat to bedüten, dat he se heiraten will . . .“

Sofort nahm Gottfried trotz seiner vom Grog belasteten Beine soldatische Haltung an: „Badder Kröger, das ist ja, was ich will. Der Krieg geht bald zu Ende und dann — —“

„Tjā, tjā“, unterbrach ihn der Alte, „dat is jo allens man sehr scheun. Du bist en ehrlichen Kirl, dat weet ik. Abers jüh mal, en Fischerdeern paßt nich to nem Soldaten und en Soldat nich to ner Fischerdeern. Dat sin twee ganz verschiedene Westens. Un überhaupt, wo mien gode Froo nich mehr lebt un mien Döchtling mit dem Hein Nielsen sozusagen verprochen is . . . Du mußt dat doch verstehn. Also lat dat man!“

Gottfried Damm trank still und resigniert seinen Grog aus. Er mochte einsehen, daß der Alte recht hatte. Aber die Hoffnung ganz aufgeben, das wollte er trotzdem nicht. Mieke hatte ihm heimlich die Hand gedrückt. Die Sprache der Liebenden.

So gab es denn, als sein Bataillon wieder abrückte, einen kurzen, wenn auch schmerzlich bewegten Abschied.

„Was nicht ist, das kann noch werden“, sagte er zu Mieke, ihre Hände in den seinen haltend. „Wenn ich dir schreibe, wirst du mir auch antworten?“

„Dat dhu ik gern“, versicherte Mieke, und wenn der alte Fischer nicht dabei gestanden hätte, so hätte sie ihn zum Abschied geküßt.

Gottfried Damm sog noch einmal all das Nordisch-Herbe und doch so Anheimelnde, das ihn umgab — Haus und See und Mäwen und Mieke — wie einen unvergeßlichen Trank in sein Herz, und dann schied er . . .

Aber es schien, als ob mit dem Abschied von dem blonden Fischerkind auch das Glück ihn verlassen hätte. Wenige Tage später — bei einem Gefecht — erhielt er einen Streißchuß an der rechten Schläfe, der den Sehnerv verletzete. Er kam ins Feldlazarett, und als man ihm nach zwei Wochen den Verband abnahm, überfiel ihn ein jäher Schreck: sein rechtes Auge war erblindet. Vorbei war es mit dem geliebten Soldatendienst. Er wurde als Halbinvalid mit dem nächsten Transport in die Heimat abgeschoben und in seiner Garnison Wiesbaden vorläufig als Schreiber in der Regimentsstube beschäftigt.

Da ertappte er sich denn gar oft dabei, daß die Feder versagte, und er durch die nüchternen Kasernenwände hindurch ein fernes, sonnenbeschienenes Land sah, wo die blaue See mit dem weißen Strand buhlte, wo spitzflügelige Mäwen wie große Schmetterlinge über den Wassern schaukelten, und wo ein stilles Fischerhaus stand, vor dessen Türe ein blondes Mädel saß und auf jemand wartete . . .

Der schleswig-holsteinische Krieg hatte inzwischen in dem Friedensschluß von Olmütz sein Ende gefunden. Gottfried Damm hatte wiederholt an Mieke geschrieben. Die Antworten wurden immer seltener, immer kürzer. Bis eines Tages ein Brief des alten Kröger eintraf, worin dieser ihm in seiner schlichten Art mitteilte, Mieke habe sich mit Hein Nielsen verheiratet. Es sei für alle so das Beste . . .

Der verlassene Liebhaber hatte in einem achttägigen Kausch versucht, seinen jungen Liebestraum zu ertränken, was ihm drei Tage Arrest eintrug. Da aber das Ausfüllen von Aktenbogen zwar eine nützliche Beschäftigung, aber wenig geeignet ist, eine aus den Scharnieren geratene Soldatenseele wieder ins Gleichgewicht zu bringen, so ging Gottfried hin und hing sein liebedürftiges Herz an den geräumigen Busen einer Stabstrompeterwitwe.

Er kannte sie schon seit geraumer Zeit, die lustige Gesponsin seines Freundes, des Stabstrompeters Hans Flämmlein, der im gleichen Regiment stand und mehr als einmal nach ehelichen Duetten auf seinem Horn die Töne überschlug, bis er eines

Tages, als er den höchsten Ton nicht herausbekam, am Schlagfluß starb.

Ja, sie stellte was vor, die schwarzlodige Frau Wanda Flämmlein. Nicht nur die Leutnants, auch ältere Chargen waren in sie verschossen, denn ihre Gestalt war üppig wie ein fruchttragender Apfelbaum und ihre Augen funkelten wie die Blinkfeuer des Leuchtturms von Jütland, und da Gottfried nur ein Auge hatte, so war das Blinkfeuer von doppelter Eindringlichkeit,

also daß sein einjames Herz sich wie eine lichtunggrige Schnake daran versengte. Außerdem fühlte er sich ihr zu Dank verpflichtet, denn ihrem Einfluß war es gelungen, ihn dem öden Büro-dienst zu entreißen und ihm die Schandarmenstelle in einem kleinen Rheinstädtchen zu verschaffen. Daß er nur ein Auge hatte, verschlug bei der sparsamen nassauischen Verwaltung nichts, denn unterhalten mußte man ihn als Kriegsbeschädigten sowieso und für die Schandarmendienste, in einem kleinen Ort, wo die Spitzbuben in der Minderheit waren, genügte nach ihrem Ermessen ein Auge vollständig.

Auch Frau Wanda hatte sich an das eine Auge allmählich gewöhnt, zumal sie als kluge Frau wußte, daß es für manche Fälle besser sei, wenn der Gatte nur ein Auge habe statt zwei. Das Blickfeld ist da lange nicht so groß.

Und so geschah es, daß Gottfried Damm die Stabstrompeterin Wanda Flämmlein zum ehelichen Gemahl nahm und als einäugiger Schandarm mit ihr nach dem Rheinstädtchen übersiedelte.

Das erste, was er tat, war, daß er seine Genossin umtaufte. Wanda war kein Name

für ihn. Er konnte sich dabei nichts denken. Dagegen Christiane — haha! Darin lag Weltgeschichte, darin lag Musik für sein Ohr. Die größte Heldentat seines Lebens, die Explosion des „Christian VIII.“ lag in diesem Namen versinnbildlicht. Und so kam es, daß Wanda von nun ab Christiane hieß, und daß auch der Stammhalter, den sie ihm nach Jahresfrist schenkte, auf den Namen Christian getauft wurde. Am liebsten hätte Gottfried seinen eigenen, ihm zu

pazifistisch klingenden Namen ebenfalls geändert, aber das erlaubten die amtlichen Personalien nicht.

Eins aber wurde von ihm zum obersten Gesetz erhoben: der 5. April — der Tag von Eckernförde — galt in seinem Hause als höchster Feiertag, bei dem, als greifbares Symbol, stets eine mit Kieler Sprotten garnierte knusprige Gans und eine Fulle Rotzpon, wie man ihn in Holstein trinkt, auf dem Tisch prangen mußte. Mochte auch ein Teil des bescheidenen Monatsgehalts dabei zum

Deubel gehen, man

war es der Weltgeschichte und seinem eigenen Ruhm schuldig. Und Frau Christiane hatte nichts dagegen. Sie aß gern was Gutes.

Im Untergeschoß des Hauses war das Mädchen eines kleinen Spezereikrämers, der jede Woche zum Freitag, dem kirchlichen Fasttag, eine Sendung Sprotten und Bücklinge von der Wasserante erhielt. Das war immer ein stilles Fest für den Einäugigen. Mit sehnsüchtigem Behagen sog er den Geruch der geräucherten Seefische ein, der durch das Haus sickerte, die Treppe hinaufstach und ihm um die Nase streichelte. Dann sah er am Fenster, schaute



„Dat dhu ik gern“, versicherte Mieke, und wenn der alte Fischer nicht dabei gestanden hätte, so hätte sie ihn zum Abschied geküßt.

auf den Rhein, der vor dem Hause vorbeirauschte, blickte den weißgeflügelten Segelschiffen nach, die über das Wasser glitten, und — träumte von Niese.

Frau Christiane, die ehemalige Stabstompeterin, nannte ihn einen Narren. Wie konnte ein alter Soldat sich für tote Fische interessieren, und wenn sie noch so goldfarbig blinnten. Ein lebendiges Mannsbild war ihr lieber als die Fische sämtlicher Ozeane. Gottfried hatte es wohl schon gemerkt und packte auf sie mehr auf, als auf die Spitzbuben, die er fangen sollte.

So kam das Jahr 1866 heran. Nassau wurde preußisch und am Eingang zu Gottfried Damms Sprottentempel prangte eines Morgens das Schild: „Königlich Preussischer Gendarm“. Die Türe ächzte auf einmal in ihren Angeln, als ob sie sagen wollte: „Armer Gottfried! Mit deiner Sprottenrieckerei ist's vorbei. Jetzt heißt's arbeiten!“

In der Tat, es gab strenge Dienstvorschriften, mehr als für einen Einäugigen gut waren. Auch die neue Uniform schien ihm nicht recht behagen zu wollen. An der alten konnte man schon mal einen Flecken aufsetzen, das kam so genau nicht darauf an. Jetzt mußte alles tipp-topp sein. Vor allem erwartete man von ihm — gewissermaßen als Befähigungsbeweis — daß er der Wilddieberei, die in einem Dorfe der Umgegend ihr Unwesen trieb, ein Ende mache. Wenn der alte Förster schon nichts taue, dann solle es wenigstens der Schandarm machen.

Die Türe hatte recht behalten: mit dem beschaulichen Leben war es vorbei. Gottfried Damm war fast jeden Tag unterwegs. Und seltsam, es war, als ob mit dem neuen Regime auch der alte Soldatengeist wieder in ihn gefahren sei, obwohl in einem versteckten Winkel seines Herzens der kleinstaatliche Kobold sein Wesen trieb.

Auf einer dieser Dienststreifen in dem Wilddiebrevier war er zu dem Dorfwirt gekommen, der gerade dabei war, in seiner Remise einen Rehbock zu zerlegen. Als dieser den Schandarmen das Haus betreten sah, schloß er rasch die Remise ab, begrüßte mit einem geziemenden Kraxfuß den Ver-

treter der heiligen Hermandad und ließ sofort eine gute Flasche auffahren, denn wer trinkt, hat keine Zeit, Remisen zu untersuchen. Er hatte sogar die Redheit, auf die Wilddieberei zu schimpfen, die sich immer mehr breitmache, und Gottfried Damm mit seinem ehrlichen Soldatengewissen merkte nicht, daß der gerissene Fuchs selber das Haupt der Bande war.

„Komme Se nur zu mir, Herr Wachtmeister, wenn Se was erfahre wolle!“ sagte der Wildbretsknabber. „Mir zwäa müsse zusammehalle!“

Auf diese biedere Kompanieschaft hin konnte der Brave am Schlusse nicht Nein sagen, als der Döhsenwirt ihn mit freundlichem Kniz zur bevorstehenden Kirmes einlud.

Gottfried hatte Bedenken, ob es angebracht sei, daß er als königlich preussischer Exekutivbeamter so ohne weiteres — — Aber schon hatte der Filou ihm ein neues Glas eingeschenkt und versicherte ihm mit schmierigem Lächeln: „Es wird mir e große Ehr sein, Herr Wachtmeister, wenn Se mit Ihrer Frau Gemahlin mei' Gast sein wollte!“

Damm überlegte. Die „Frau Gemahlin“ — hm — eine riskante Sache — so in einer ausgelassenen Kirmesgesellschaft — wer weiß, was da . . .

Aber schon reckte er sich hoch. Es war ihm, als ob eine Stimme ihm zuraunte: „Saderment, Gottfried, ein alter Soldat wie du, hat der Angst um ein Weib?“

„Der Förster kommt auch!“ versetzte der andere listig.

„Gut, Döhsenwirt, ich komme!“

Und so geschah's, daß am nächsten Sonntag der königlich preussische Schandarm Gottfried Damm mit seiner Gattin, der vormaligen Stabstompeterin Flämmlein, beim Döhsenwirt an der großen Tafel saß, umrahmt von den Koryphäen des Dorfes und ihren Damen: dem roten Jodel, der Trampellies, dem Wanzenhenrich, der Brombeerstine, dem Molberhannes, dem Moostrosche und wie sie alle mit ihrem Rosenamen hießen, die die Festtafel zierten.

Wohlig reckten sie die Küstern, denn auf dem Tisch dampften gebratene Rehhschlegel,

mit Kartoffelkugeln und feinstem Salat garniert, und die Weine, die da flossen, trugen Etiketten, wie man sie nur auf herrschaftlichen Tafeln sehen konnte. Daß sie aus einer landrätlichen Jagdhütte stammten, die man nächtlings zu Ehren der Kirchweih ein wenig erleichtert hatte, ahnte nur der alte Förster, der den Steinberger Kabinett stillschmunzelnd schlürfte.

Die Tafelmusik lieferten fünf Dorfmusikanten, die im Nebenraum — dem Tanzsaal — saßen und aufspielten. Es wurde fidel. Heijuchhei! Die ganze Tafel, Männlein und Weiblein, hakte sich unter und sang und schunkelte, daß die Flaschen wackelten und die Stühle umfielen.

Die Schandarin schwamm in eitel Bonne. Der neben ihr saß, der rote Jockel, ein junger, draller Bursch mit starkem Wildgeruch, hatte ihr etwas ins Ohr geflüstert, daß sie hell aufquiekte. Und jetzt forderte er sie gar zum Tanz auf und verschwand mit ihr im Nebensaal.

Gottfried Damm strich sich nervös den Badenbart. Er hatte mit seinem einen Auge alles beobachtet, sagte aber nichts. Auch kam er nicht zu weiterem Nachdenken, denn sein Nachbar, der Förster, dem der Wein allmählich die Zunge löste, hatte sich zu ihm hingeneigt und flüsterte ihm mit einer bezeichnenden Handbewegung nach dem Tisch hin zu: „Alles geklaut!“

Damm glaubte nicht recht gehört zu haben. „Sie meinen doch nicht etwa, daß der — der Rehbraten —?“

„Nicht nur der — auch die Weine!“

Der Schandarm riß das Auge auf. „Ja, aber verehrter Kollege, dann wär's doch Zeit, daß wir —“

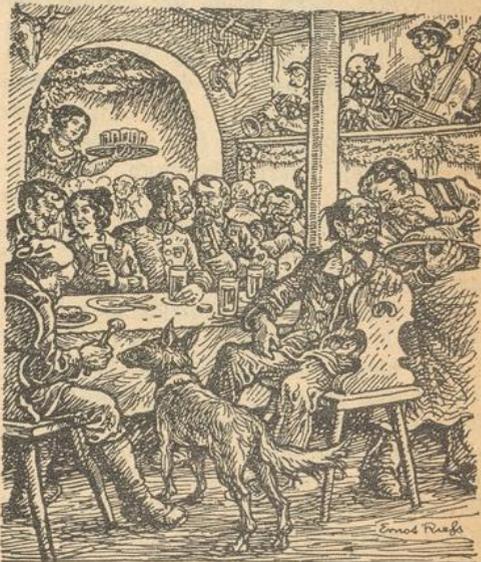
„Ruhig, ruhig! Kommt alles noch! Wir kennen jetzt das Klübchen — deshalb bin ich doch gekommen — und das Weitere lassen Sie mich nur machen!“

Aber das ehrliche Soldatengewissen Gottfrieds war in Aufruhr. Und jetzt — jetzt — da vor der Tür — war das nicht der rote Jockel, und hielt er nicht Christiane im Arm und küßte sie?

Mit einem Fluch fuhr Gottfried auf, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte, und schrie: „Seit wann hat ein

Wilddieb das Recht, eine Schandarmfrau zu küssen?“

Es war ein verhängnisvolles Signal. Das Wort Wilddieb wirkte wie Dynamit. Der rote Jockel stürzte auf den Schandarmen zu, wurde aber von dem Förster zurückgerissen. Damm zog seinen Säbel. Jockels Kumpane, die sich mitbeleidigt fühlten, ergriffen dessen Partei, der Wirt suchte zu vermitteln — vergeblich. Man schrie und schimpfte, die Fenster klirrten, Gläser flogen — und da — —



Sein Nachbar, der Förster, hatte sich zu ihm hingeneigt und flüsterte ihm zu: „Alles geklaut!“

Gottfried Damm sank jählings in seinen Stuhl. Ein Glaswurf hatte ihn am linken Auge getroffen, dem einzigen, das er noch hatte. Es schien ernstlich verletzt. Ein Arzt war nicht im Dorf. Es blieb nichts anders übrig, der Wirt ließ seine Kalesche anspannen und ihn, notdürftig verbunden, durch einen Knecht hinunter ins städtische Krankenhaus bringen. Neben Gottfried saß Christiane. Es wurde unterwegs kein Wort zwischen ihnen gewechselt . . .

Als Gottfried Damm aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war er blind. Die Sache hatte ein gerichtliches Nachspiel, es gab einige Verhaftungen, bei denen aber mangels Beweise nicht viel heraus-

lam. Es fiel für Damm erschwerend ins Gewicht, daß er als königlicher Schandarm sich von einer so übel beleumundeten Gesellschaft hatte einladen lassen.

Gottfried Damm wurde pensioniert. Die Welt war für ihn, den Blinden, verschlossen, aber sein Soldatenherz war auch im Unglück stark geblieben. Es ließ sich nicht unterkriegen. Und so einer sollte auch sein Sohn Christian werden. Es war ihm gelungen, ihn in einer Unteroffizierschule unterzubringen, und wenn der Junge in Urlaub kam, dann nahm der Blinde ihn vor sich, streichelte mit freudig erregten Fingern die Uniform und betastete die blanken Knöpfe und die Koppel und das Seitengewehr, ob auch alles vorschriftsmäßig sei, und erzählte ihm von dem großen Tag von Eternförde, und ermahnte ihn, in allem, was er tue, ans Vaterland zu denken. Denn das große, geeinte, deutsche Vaterland werde eines Tages doch kommen.

Der lebenslustigen Christiane indessen erschien das Leben neben einem blinden Gatten wenig erbaulich, zumal er äußerst reizbar und nebenbei sehr eifersüchtig war. Daß es seine Soldatenehre war, die ihm über alles ging, schien sie nicht zu erfassen. Ihre Augen funkelten um so heller, denn sie wußte, mit den Ohren kann man nicht sehen. Wäre nur nicht die karge Pension gewesen, und hätte ihr so manchen Wunsch, den sie hatte, versagt. Aber sie war bei aller Abenteuerlichkeit eine resolute Frau, und da sie große Geschicklichkeit in Handarbeiten hatte, so entschloß sie sich kurzerhand, als Nebenverdienst Damenpuß anzufangen. Während der Blinde am Fenster saß und in die Welt hinaus träumte, oder sehnsüchtig den aus dem Spezereiladen herauswehenden Sprottengeruch einsog, saß sie in der Nebenstube und arbeitete.

Im gleichen Ort aber hatte sich ein reicher Junggeselle, namens Florian Rapp niedergelassen, und da er ein Freund hübscher Frauen war, so hatte er alsbald ein Auge auf die schöne Schandarmine geworfen. Eines Tages besuchte er sie unter dem Vorwand, einen Hut für seine Nichte bestellen zu wollen, überreichte ihr galant einen Karton mit kandierten Früchten,

legte auch ein Ananastörtchen dabei und lobte ihren Fleiß, wobei er nicht unterließ, einige blumige Redensarten einzuflechten, die allmählich in ein verstecktes Liebesgeständnis übergingen.

Das Gespräch wurde halblaut in der offenen Nebenstube geführt, aber doch nicht leise genug, um nicht die Aufmerksamkeit des im Vorderzimmer am Fenster sitzenden Blinden zu erregen.

Plötzlich stand dieser in der Tür. „Wer ist das, der da spricht?“ donnerte er in die Stube.

„Ein — ein —“ — Christiane suchte verlegen nach Worten — „ein geschäftlicher Besuch. Der Herr bestellte einen Hut für seine Nichte.“

Der Blinde lachte höhnisch auf. „Nichte? Seit wann bestellt ein Herr einen Hut für seine Nichte?“

„Warum nicht?“ sagte sie und streichelte das Ananastörtchen.

Florian Rapp, die Gefährlichkeit der Situation erfassend — der grimmige Schnauzbart stand dicht vor ihm — legte seine Stimme in feierliches Pathos und sprach, mit einem Blick nach Christiane hin: „Ein holdes Weib ist die Krone der Schöpfung. Gibt es etwas Schöneres, als sie zu schmücken?“

„Quatsch!“ brummte der Blinde und tastete sich nach seinem Fensterstuhl zurück. Sein Argwohn war geweckt.

Florian Rapp aber hielt es für ratsam, sein Schäferstündchen für heute abzubringen. „Gut Ding will Weile haben“, dachte er, und mit dem härbeißigen Soldaten war nicht zu spaßen. Soviel hatte er schon gemerkt.

So kam der 5. April heran, der große Tag in Gottfrieds Kalender, den Christiane nicht verfehlen durfte, ihm schon am Vortage anzukündigen. Der Tag von Eternförde!

Er stand eine Stunde früher auf als sonst, ließ sich seine grüne nassauische Paradeuniform reichen, hing den Säbel am gelben Bandelier um, setzte seinen alten Artillerietschako auf und ließ einen nachbarlichen Freund kommen, der ihm auf der Ziehharmonika das Schleswig-Holstein-Lied spielen mußte. Dann stand er stramm,

wie er vor Jahren vor dem General Wrangel gestanden hatte, kommandierte „Marsch!“ und paradierte dann unter den Klängen der Harmonika singend durch die Stube, daß die Dielen knirschten und die Wände dröhnten:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht . . .

Es war sein Feldgottesdienst, an dem er nicht rütteln ließ.

Aber es war nicht umsonst der Tag von Eternsörde. Auch er sollte mit einer Explosion enden.

Seine Gans verdauend, saß Gottfried Damm am Nachmittag wieder auf seinem angestammten Stuhl am Fenster, döste vor sich hin, hörte den Rhein rauschen und die Räder der Dampfer ins Wasser klatschen, und allmählich schwebte sein Geist nach nordischen Fernen: die See brandete, die Mäwen schrien, Kanonen brüllten auf, ein Schiff krachte in die Luft, und dann — dann saß er neben der blonden Mieke und küßte sie . . .

Er fühlte sich wieder jung . . . ganz jung . . .

Da — er hörte es ganz deutlich — ging eine Tür, er hörte Schritte und in der Nebenstube — —

Teufel! war das nicht wieder die Stimme jenes verdächtigen Nichtenprotectors? Was wollte der Halunke schon wieder? Der Blinde horchte scharf hin.

Plötzlich war es ihm, als hörte er ein leises Getuschel, dazwischen das Richern Christianes, die wie eine Turteltaube gluckste.

Da war's vorbei. Er fühlte, die Ehre seines Hauses war in Gefahr. Sein Soldatenstolz von 1849 flammte in ihm auf. Die Ehrenmedaille von Eternsörde auf seiner Brust rief ihn. Krach! fiel sein Stuhl um und mit dem blanken Säbel in der Faust stolperte er auf die Nebenstube los und riß die Tür auf. Er kannte sich nicht mehr. Massakrieren wollte er sie — alle beide. Mit einem furchtbaren Fluch schlug er darauf los — schlug in die Luft — schlug irgendwo hin, wo er die beiden vermutete. Eine Lampe krachte. Glassplitter prasselten. Der Blinde hörte nichts. Wie-

der ein furchtbarer Hieb. Da — ein Fall — ein Rollen auf dem Boden . . .

Der Wütende hielt plötzlich ein. Die Besinnung war wieder da. O Gott — wenn nur nicht — —! Er tastete über den Boden — hatte auf einmal einen Kopf in der Hand — kalt — hart — — und sank entsetzt nieder. Kein Zweifel — er war zum Mörder geworden.

Da — was war das? Neben ihm ertönte die sanfte Stimme Christianes:



Mit einem furchtbaren Fluch schlug er darauf los.

„Komm, steh auf, Gottfried! Was treibst du für Pöffen?“

Er seufzte erleichtert auf. Gott sei Dank, sie lebte noch.

„Ja, aber was — was war denn das, was ich — —?“

„Du hast der Modellpuppe den Kopf abgeschlagen! Da liegt er in der Ecke. Warst wohl wieder in Schleswig-Holstein?“

„Und der — der andere?“

„Ist mit dem „Christian dem Achten“ in die Luft geslogen!“

Sie lachte, und am Schlusse lächelte er mit. Gottlob, er war kein Mörder geworden!

Daß sie bei dem Ansturm des rasenden Rolands unters Bett retiriert war und der „Protector“ Florian Napp sich zum hinteren Fenster hinaus geflüchtet hatte, verschwieg sie ihm. Er bekam auch keine Gelegenheit mehr, das Schlachtschwert in seinem Hause zu schwingen. Denn der Ananas-

Casanova war klug genug, seit jenem Eternförder Gedenktag das gefährliche Manöverterrain zu meiden.

Gottfried Damm war ein stiller Mann geworden. Er lebte mit seinen Gedanken in der Vergangenheit. Dort stand für ihn das Land in Sonne und Blumen. Die Gegenwart war dunkel und lichtlos.

Bis der Tag kam, der ihn wie wehende Adlerflügel überraschte und ihm das ver-



Plötzlich flog die Tür auf und sein Sohn stürzte ihm in die Arme, das Eisene Kreuz auf der Brust.

dämmerte Soldatenblut in neue Wallung versetzte.

Juli 1870! Unter seinem Fenster erklang die „Wacht am Rhein“. Soldatenzüge zu Land und zu Wasser. Lieder und Trompeten. Die deutschen Truppen zogen gen Frankreich. Und das Herrlichste für ihn: sein Junge zog mit. Dem Blinden

war's, als ob die Berge sängen und der Strom ihm zujubelte: Dein Junge ist dabei! Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Sein langjähriger Wunsch, noch ein ge-eintes Deutschland zu erleben, sollte sich erfüllen. Er ließ sich von Christiane jeden Tag die Kriegsnachrichten vorlesen, und wenn Extrablätter erschienen mit Siegesbotschaften — und sie kamen fast jeden Tag — dann ließ er sich auf die Straße führen und horchte und schnupperte in der Luft, ob nicht der Wind ihm den Geruch von Pulver zutriebe, wie damals — Anno 1849.

Und ein Jahr später — im Sommer 1871 — als das siegreiche Heer über den Rhein zurückkehrte und die einheimischen Krieger mit Sang und Klang vorbeizogen, da stand der blinde Veteran hoch und stramm am offenen Fenster — den ergrauten Schnurr- und Badenbart sorgsam gestrichelt —, hatte seine alte schleswig-holsteinische Uniform an, die Kriegsdenk-münze von Eternförde auf der Brust, und grüßte, die Hand am Tschako, das vorbeiziehende Bataillon, das er nicht sehen konnte, aber dessen jubelnde Zurufe er hörte.

Und plötzlich flog die Tür auf und sein Sohn stürzte ihm in die Arme, das Eisene Kreuz auf der Brust. Draußen erscholl die „Wacht am Rhein“.

Das war zuviel auf einmal für den Blinden. Sein Herz versagte. Er sank in den Stuhl. Die Freude hatte ihn getötet. Er war hinübergegangen mit einem sieghaften Lächeln auf den Lippen. Denn auch er war Mitkämpfer gewesen an des Vaterlandes Freiheit und Größe.

Ein Leben.

Erzählung von Max Jungnickel.

Der alte pensionierte Schuldirektor lebt so seinen Kleinstadtag. Ein Junggeselle, in einer Mansardenwohnung, am Ende der Stadt. Er ist Hausmagd und glühender Verehrer von Fontane in einer Person. Sein Pelz, sein alter dicker Pelz ist sein einziges Staatsstück. Sein Vater war

Weber. Er wäre sicherlich auch Weber geworden, wenn sein Bruder nicht gewesen wäre.

Dieser Bruder war Maler, — erhielt schon in jungen Jahren hier und dort große Aufträge und zog den kleinen Bruder vom Webstuhl. Er bezahlte die Stu-